



Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.

Heiner Keupp

Ohne Angst verschieden sein können

– riskante Chancen in einer
postmodernen Gesellschaft

Vortrag



Jahrestagung des dvb
am 12. Oktober 1997
in Seeheim-Jugenheim

Prof. Dr. Heiner Keupp, Jahrgang 1943, ist Hochschullehrer für Sozial- und Gemeindepsychologie an der Universität München. Seine Arbeitsinteressen beziehen sich auf soziale Netzwerke, gemeindenahere Versorgung, Gesundheitsförderung, Jugendforschung, postmoderne Identität und Kommunitarismus.

Veröffentlichungen:

Zugänge zum Subjekt (1993); Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft (1994); Der Mensch als soziales Wesen (1995); Identitätsarbeit heute (1997) und Ermunterung zum aufrechten Gang (1997)

Gliederung:

Meine zentrale Fragestellung möchte ich so formulieren

4

Berufsberatung und die Krise der Moderne **5**

Aktuelle Jugendforschung **7**

Befindlichkeiten in der postmodernen Gesellschaft **10**

1. Die Erfahrung der „Einbettung“ oder eine „ontologische Bodenlosigkeit“ 11
2. Erwerbsarbeit als Basis der Identitätsbildung wird brüchig 11
3. Fragmentierung von Erfahrung 12
4. Entstehung von „virtuellen Welten“ und „virtuellen Gemeinschaften“ 12
5. Zeitempfinden 13
6. Pluralisierung von Lebensformen und Milieus 13
7. Veränderung der Geschlechterrollen 14
8. Individualisierung im Widerspruch von Egozentrierung und selbstbestimmten Gemeinschaftserfahrungen 14
9. Der Verlust des Glaubens an die „Meta-Erzählungen“ und die individualisierten Sinn-Bastler 15

Von der Patho- zur Salutogenese: Die Bedeutung des „Kohärenzsinn“ **16**

Kohärenzsinn **17**

Leben mit „riskanten Chancen“: Welche Kompetenzen zur Lebensbewältigung brauchen Heranwachsende in der postmodernen Gesellschaft **18**

Zentrale Grundbedürfnisse der Subjekte in der postmodernen Gesellschaft **19**

Literatur **23**

(erschien in dvb-forum 1/1999 „Berufsberatung in Zukunft?!“ Teil 2, Seite 10 ff



Herausgeber der Reihe dvb-script (neue Auflage):
dvb • Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.
© Schwerte • Düsseldorf • 2005

Ohne Angst verschieden sein können - riskante Chancen in einer postmodernen Gesellschaft

Max Weber, der große Soziologe und Theoretiker der Moderne, hat uns ein Bild hinterlassen, in dem die Persönlichkeitsstruktur des modernen Menschen als ein „stahlhartes Gehäuse der Hörigkeit“ charakterisiert wird. Dieses Subjekt hat auf den ersten Blick wenig zu tun mit dem emanzipierten bürgerlichen Individuum, das an die Stelle der Traditionlenkung eigene Vernunftprinzipien setzt und sich jeder Fremdbestimmung widersetzt. Max Weber hat in seiner Religionssoziologie den faszinierenden Versuch unternommen, die Entstehung des Kapitalismus, vor allem seine soziokulturellen Lebensformen und seinen „geistigen Überbau“ mit dem Siegeszug des Protestantismus in Verbindung zu bringen. Sozialpsychologisch spannend daran ist die Skizzierung eines Sozialcharakters, in dem die Grundhaltung der innerweltlichen Askese ihre Subjektgestalt erhielt. Es ist die normative Vorstellung vom rastlos tätigen Menschen, der durch seine Streb- und Regsamkeit die Gottgefälligkeit seiner Existenz beweisfähig zu machen versucht „... wenn es köstlich gewesen ist, so ist Mühe und Arbeit gewesen“, formuliert der 90. Psalm als Lebensphilosophie und drückt damit eine Haltung aus, die die abendländische Zivilisation geprägt und die in der protestantischen Ausformung als methodische Lebensführung ihre perfektteste Gestalt erhielt. Norbert Elias hat die Verinnerlichung dieser Grundhaltung treffend als „Selbstzwangapparatur“ bezeichnet: Die Verinnerlichung der Affekt- und Handlungskontrolle. Max Weber ist in der Wahl seiner Metapher für den so entstehenden Sozialcharakter noch drastischer.

Er spricht vom „stahlharten Gehäuse der Hörigkeit“. Dieses Lebensgehäuse fordert bedingungslose Unterwerfung unter ein rigides Über-Ich. Das eigenständige kritische Ich hatte gegen die errichtete Gewissensinstanz nur geringe Autonomiespielräume. Die Aufstiegsperiode der kapitalistischen Gesellschaftsformation beruhte - sozialpsychologische betrachtet – auf den Fundamenten des so erzeugten Charakterpanzers. Max Weber sprach von einem „mächtigen Kosmos der modernen ... Wirtschaftsordnung, der heute den Lebensstil aller Einzelnen, die in dieses Triebwerk hineingeboren werden - nicht nur der direkt ökonomisch Erwerbstätigen - mit überwältigendem Zwang bestimmt, vielleicht bestimmen wird, bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist“ (1963, S. 203).

Das Hineinwachsen in diese Gesellschaft bedeutete bis in die Gegenwart hinein, sich in diesem vorgegebenen Identitätsgehäuse einzurichten. Die zentrale These der nachfolgenden Überlegungen knüpft an diesem Bild an und betont, dass dieses moderne

Identitätsgehäuse seine Passformen für unsere Lebensbewältigung zunehmend verliert, auch wenn „der letzte Zentner fossilen Brennstoffs“ noch nicht „verglüht ist“. Das erleben viele Menschen als Verlust, als Unbehauetheit, als Unübersichtlichkeit, als Orientierungslosigkeit und Diffusität und sie versuchen sich mit allen Mitteln ihr gewohntes Gehäuse zu erhalten. Fundamentalismen und Gewalt sind Versuche dieser Art. Sie können die vorhandene Chance nicht sehen, nicht schätzen und vor allem nicht nutzen, aus dem „Gehäuse der Hörigkeit“ auszuziehen und sich in kreativen Akten der Selbstorganisation eine Behausung zu schaffen, die ihre ist. ArchitektIn und BaumeisterIn des eigenen Lebensgehäuses zu werden, ist allerdings für uns nicht nur Kür, sondern zunehmend Pflicht in einer grundlegend veränderten Gesellschaft. Es hat sich ein tiefgreifender Wandel von geschlossenen und verbindlichen zu offenen und zu gestaltenden sozialen Systemen vollzogen. Nur noch in Restbeständen existieren Lebenswelten mit geschlossener weltanschaulich-religiöser Sinngebung, klaren Autoritätsverhältnissen und Pflichtkatalogen. Die Möglichkeitsräume haben sich in einer pluralistischen Gesellschaften explosiv erweitert. „Erweiterte Möglichkeiten bedeuten aber auch geringere Notwendigkeiten der Einordnung in gegebene Verhältnisse. (...) Damit werden aber Tugenden, mit (unveränderlichen) Umständen leben zu können, weniger funktional und weniger eintrainiert als Tugenden, sich klug entscheiden zu können und Beziehungsverhältnisse aktiv befriedigend zu gestalten“ (Fend 1988, S. 296). In diesem Prozess stecken enorme Chancen und Freiheiten, aber auch zunehmende Gefühle des Kontrollverlustes und wachsende Risiken des Mislingens. Die qualitativen Veränderungen in der Erfahrung von Alltagswelten und im Selbstverständnis der Subjekte könnte man so zusammenfassen: Nichts ist mehr selbstverständlich so wie es ist, es könnte auch anders sein; was ich tue und wofür ich mich entscheide, erfolgt im Bewusstsein, dass es auch anders sein könnte und dass es meine Entscheidung ist, es so zu tun. Das ist die unaufhebbare Reflexivität unserer Lebensverhältnisse: Es ist meine Entscheidung, ob ich mich in einer Gewerkschaft, in einer Kirchengemeinde oder in beiden engagiere oder es lasse.

Meine zentrale Fragestellung möchte ich so formulieren:

Gegenwärtig vollzieht sich ein tiefgreifender soziokultureller Wandel, der die bislang als stabil erscheinenden Rahmenbedingungen moderner Lebensführung in Frage stellt. Die Krise der Moderne und das mit ihr verknüpfte Ende der Eindeutigkeit enthält Chancen zur Überwindung rigider Normalitätsmuster und eröffnet ein Potential für plurale Lebenskonzepte. „Ohne Angst verschieden sein können“, formuliert Theodor W. Adorno diese Perspektive. Wie aber müssten sich alltägliche Lebensbedingungen in einer „postmodernen“ Gesellschaft verändern, damit diese Vision realisiert werden könnte? Gerade der Beruf und die über ihn ermöglichte Teilhabe an der Erwerbsarbeit stellt eine zentrale Plattform für die Identitätsbildung in der Moderne dar. Wie sollen die gewachsenen Potentiale für Selbstgestaltung des individuellen Lebens genutzt werden, wenn diese Plattform zu schwanken beginnt, in ihrer traditionellen Form erodiert und offensichtlich nicht mehr für alle Menschen überhaupt eine Lebensbasis garantieren kann?

Berufsberatung und die Krise der Moderne

Gerade die Berufsberatung ist ein Bereich, in dem sich die Moderne in einem ihrer zentralen Grundzüge erkennen lässt. Beruf und Arbeit bilden die zentralen Grundpfeiler der Lebensführung und Identitätsbildung in der Moderne. Berufsberatung stellt eine Agentur dar, die Menschen die für sie geeigneten Lebensgehäuse vermitteln soll. Das wird an der frühen Phase der Berufsberatung deutlich und zugleich wird mit dem Sprung in die Gegenwart spürbar, dass mit dem Wegbrechen der Sicherheiten, die durch Arbeit und Beruf vermittelt sind, eine Neugestaltung von Lebensführung und Identität möglich und notwendig ist.

Berufsfindung ist ein Stück Passungsarbeit zwischen den gesellschaftlich-kulturellen Möglichkeiten beruflicher Tätigkeit und den individuellen Wünschen und Fähigkeiten. Das Subjekt wird über den Beruf in zentraler Weise in das soziokulturelle System integriert. Habe ich meinen Beruf gefunden, dann habe ich eine „Nische“, meinen Platz in der Gesellschaft gefunden. In der Berufsfindung muss eine Verknüpfung von innerer und äußerer Welt gelingen. Das erfolgt oft nur in Form von Kompromissen. Es gibt gesellschaftliche und psychologische Blockaden, die eine optimale Passung verhindern oder verunmöglichen. Die klassischen Begründungen unterstellen zwei Ereignisreihen, eine gesellschaftlich-ökonomische und eine individuell psychologische, die wie bei einem Reißverschluss im Prozess der gelingenden Berufsfindung ineinander greifen.

Dazu kann man schon 1918 bei Aloys Fischer, einem der klassischen Vordenker von beruflicher Bildung und Berufsberatung lesen: „Ob ein Mensch seinen Beruf findet, hängt nicht bloß davon ab, dass es diesen Beruf gibt, sondern auch davon, dass der Mensch sich selbst kennt, im Stande ist, ohne allzu grobe Fehler und Selbsttäuschungen seine Begabungen, Eigenart, Mängel zu erfassen. Aus dieser Selbsterkenntnis im Zusammenhalt mit den bestehenden Möglichkeiten beruflicher Tätigkeit und der Einsicht in die Anforderungen dieses oder jenes Berufes ergibt sich erst der Boden für eine richtige **Berufswahl**“ (S. 28). Das ist allerdings ein Idealtypus, den Aloys Fischer sofort relativiert. Von den falschen Einflüsterungen, Vorbildern und elterlichen Beeinflussungen abgesehen und ein „ehrliches Streben“ unterstellt, „das **seinen** Beruf finden will, müssen wir zugeben, dass diesem Streben heute die größten Schwierigkeiten begegnen und Gefahren drohen“ (S. 28). Wir sind im Jahr 1918. Die Gründe liegen für Fischer in mangelnder „Erkenntnis der Struktur der Berufe“ und in mangelnder „Selbsterkenntnis“. Die Defizite in der Selbsterkenntnis rühren vor allem daher, dass „unsere Wünsche unser Sein (verschleiern)“ und dass in einer Massengesellschaft „echte Erfahrung“ verhindert wird. Mit dem Blick von heute könnte man sagen: Der Mann hat Sorgen! Vor allem hat er eine beneidenswerte Sicherheit in bezug auf eine in Wahrheit stimmige Passung. Beruf hält seine Nabelschnur zur „Berufung“. Es gibt die Chance, die eigene Bestimmung für einen spezifischen Beruf zu finden. Die Gefahren liegen im „Verfehlen“ der eigenen Bestimmung, weil man nicht tief genug in die eigene Motiv- und Befähigungsarchitektur Einblick gesucht hat. Hier muss die Berufsberatung helfend und unterstützend eingreifen.

Aloys Fischer (1918) zu den Aufgaben der Berufsberatung: Ihr „obliegt ja im Grunde nur die Pflicht, den suchenden Jugendlichen und seinen Angehörigen über die Möglichkeiten des Erwerbs, die Anforderungen und Aussichten der einzelnen Berufszweige zu

unterrichten, ihm behilflich zu sein, über sich selbst seine Kenntnisse, Anlagen, Neigungen Klarheit zu gewinnen, falsche oder unvollständige Vorstellungen, die er sich von Berufen und von seiner eigenen Person macht, zu zerstreuen und zu berichtigen. Die Berufsberatung will grundsätzlich nicht die eigene Wahl und Entscheidung aufheben, sondern voll ermöglichen; sie will nicht ... den Strom der Jugendlichen zu gewissen Erwerbszweigen hinlenken und damit von anderen abziehen, sondern nur aufklären, unterrichten, beraten“ (S. 127f).

Berufsberatung ist also ein Vorgang der sanften Unterstützung bei der Findung einer adäquaten Passung von Person und Berufswelt durch Informationen über Berufsmöglichkeiten und durch Förderung der Selbsterkenntnis. Aus der Vorstellung, es gibt die Passung kann dann schnell eine Rationalisierung der Berufsfindung werden. Die „Psychotechnik“, die es zu Zeiten von Aloys Fischer ja längst gab, nährte die Hoffnung, die Passungsarbeit zu einem technisch lösbaren Problem zu machen. Selbsterkenntnis, die ja auch in die Irre gehen kann, wird von einer immer perfekteren Eignungsdiagnostik abgelöst. An dieser Größenvorstellung der instrumentellen Vernunft meldet Fischer Zweifel an. Er sieht die Gefahr, dass das Leben an Dynamik und Abenteuerlichkeit verliert, wenn die Berufsberatung allzu sehr rationalistisch den Subjekten ihren eigenen Such- und Findungsprozess abnimmt, als Teil einer Haltung der öffentlichen Daseinsvorsorge für den Einzelnen, die zugleich „fürsorgliche Belagerung“ werden könnte. Fischer teilt die Sorge, die er so formuliert: „Die vollständigste Ordnung aller Verhältnisse, die unbedingte Sicherheit gegen jede Gefahr, die Vorsorge für alle Fälle, die Planmäßigkeit stumpft leicht die Lebensenergien ab, verflacht die Kraft und Intensität, schädigt den Schwung. (...) Manche befürchten nun, dass eine Rationalisierung des Lebens in allen Punkten, die ihr zugänglich sind, die Initiative, den Wagemut, die Stoßkraft der Natur ausschalten, lähmen könnte; das Leben soll nach ihrem Sinn und Wunsch ein Abenteuer sein, nicht eine Versicherungsanstalt, eine Entdeckungsfahrt in Unbekanntes, nicht ein Spaziergang in bekannten gebahnten Gefilden“ (S. 29f). Er geht weiter und in seinem Horrorbild lässt sich ein Stück jener entwickelten Moderne erkennen, die wir gerade mit Ängsten und Larmoyanz hinter uns zu lassen genötigt sind: „Manche fassen die Rationalisierung des Lebens als Zwangsreglementierung des Einzelnen von der Wiege bis zum Grabe auf; er soll gar nicht selber leben dürfen, sondern - man verleihe mir den Ausdruck! - gelebt werden. **Andere** Menschen, die es besser verstehen, weisen ihn in diese oder jene Schule, suchen ihm den passenden Beruf aus, wählen womöglich auch Frau und Freunde für ihn“ (S. 30).

Ich habe mich bewusst eine Weile bei einem der Klassiker der Berufsberatung aufgehalten. Er steht am Anfang einer Entwicklung, in deren Verlauf sich spezifische Grundhaltungen moderner Gesellschaften herausgebildet haben, die durchaus mit sorgenvollem Blick verfolgt wurden, deren Grenzen wir heute spüren und überschreiten müssen. Könnte Aloys Fischer heute unter uns sein, würde er von der Dekonstruktion aller Planungs- und Zukunftssicherheit, die sich immer mehr herausstellt, mehr als erstaunt sein. „Wunsch nach Abenteuer“ oder „Entdeckungsfahrten in Unbekanntes“ brauchen wir gar nicht sehnsüchtig als lebensphilosophisch aufgedonnerte Vision gegen eine rationalisierte Welt richten. Wir haben sie. **Die** Passung von innerer Berufung und Berufswelt gibt es nicht mehr. Wie lange bestehende Berufe Bestand haben werden und ob sie noch ein gesichertes Fundament für eine Biographie abgeben können,

diese Frage ist nicht mehr sicher zu beantworten. Ob das vorhandene Volumen von Erwerbsarbeit überhaupt noch den Zugang von allen Menschen zur Berufswelt erlaubt, ist mehr als ungewiss. Die Idee von einer Berufsberatung, die Menschen bei ihren individuellen Berufsfindungsprojekten sanft begleitet und unterstützt, finde ich immer noch richtig, aber sie findet wohl zunehmend ohne Netz und doppelten Boden statt. Und hiermit spreche ich ja nicht eine Spezialerfahrung der Berufsberatung an, sondern ein Grundgefühl von immer mehr Menschen unter postmodernen Lebensbedingungen. Und in besonderer Weise sind davon Heranwachsende betroffen.

„Freedom's children“ nennt sie die englische Jugendforscherin Helen Wilkinson und Ulrich Beck gefällt dieser Titel so gut, dass er ihn gleich für sein neuestes Buch nutzt: „Kinder der Freiheit“. Und Beck bekommt von zwei „Lebensästheten“ aus Berlin ein Buch geliefert, das er als „die erste authentische Stimme jener ‚neuen Wilden‘“ bezeichnet (SZ vom 09.09.1997), die die Orientierungslosigkeit als Tugend ansehen und vor allem an ihrem „Gesamtkunstwerk Ich“ basteln. Johannes Goebel und Christoph Clermont haben dieses in den Medien hochgejubelte Buch „Die Tugend der Orientierungslosigkeit“ verfasst, so gekonnt wie ihr Mäzen Ulrich Beck. Ich möchte einige Ausschnitte montieren. Sie bezeichnen sich selbst als „Alpträum des Berufsberaters“ (S. 172). Sie lassen sich keine berufliche Passform mehr anmessen. Für sie ist „der Lebensästhet ein Bastler. Er bastelt an der eigenen Biographie, der eigenen Moral und auch der eigenen Religion. (...) In einer auf diese Weise individualisierten Gesellschaft lassen sich nicht mehr Ziele, sondern nur noch Prozesse eindeutig beschreiben“ (1997, S. 191). „Der Lebensästhet (thront) als kleiner Herrscher in einem Königreich bestimmender Patchworkmoral und determinierender Wertzusammenhänge. (...) Gerade weil der Lebensästhet selbst Urheber seiner Normen und Werte ist, fühlt er sich auch nur ihnen gegenüber verpflichtet, lässt dieses geschlossene Wertgebäude jenseits der klassischen Doppelmoral die Einbindung in gemeinschaftliche Gefüge ... unmöglich werden“ (ebd.). „Der Lebensästhet widmet sich full-time dem Aufbau seiner persönlichen Moral. Verpflichtet fühlt er sich nur dieser privaten Baustelle und schon lange nicht mehr dem umfassenden Regelwerk einer allgemeinverbindlichen Moral“ (S. 87). „Vor dem Hintergrund einer eigenen, unumstößlichen Moral erlaubt er die spielerische Navigation im Chaos der postmaterialistischen Informations- und Individualgesellschaft. Die Fähigkeit zu einem solchen ‚Moral-Surfen‘ ist die Basis einer neuen Ethik“ (S. 193). „Wo viele Beobachter noch jammernd am Wegesrand stehen und den Abschied von der Sicherheitsgesellschaft beklagen, bleibt dem Lebensästheten nichts übrig, als es sich in den Freiheiten der zweiten Moderne bequem zu machen“ (S. 129). Formuliert sich hier die Generation der Zukunft, die „Kinder der Freiheit“, für die es die Notwendigkeit, aber vor allem die Freiheiten der Selbstgestaltung gibt?

Aktuelle Jugendforschung

Auf dem Hintergrund allzu spekulativer Jugenddeutungen ist man wirklich für empirische Studien dankbar und gerade sind drei repräsentativ angelegte Untersuchungen publiziert worden, die uns eine Möglichkeit geben, beim Projekt Jugend über Spekulationen hinauszugehen. Was vermitteln die aktuellen Jugendstudien über eine Jugend, die

offenbar immer mehr zu einer schwer fixierbaren Größe auf der nach oben offenen Altersskala wird (bis zum 30. Lebensjahr dauert sie offenbar mindestens)?

Gerhard Schmidtchen (1997) hat 5500 Menschen im Alter zwischen 15 und 30 befragt. Auftraggeber seiner Studie war das Bundesjugendministerium und sie war im wesentlichen motiviert durch die fremdenfeindliche Gewaltexplosion Anfang der 90er Jahre. Schmidtchen sieht Belege für den Auftritt einer „moralischen Generation“ und führt den Gedanken so ein: „Was mich am meisten beeindruckt, ist die Moralsehnsucht junger Menschen, die Lauterkeit des Strebens nach persönlicher Ehrlichkeit, der durchgängige Wunsch, in der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit den Sinn des Lebens zu finden.“ In diesem Zusammenhang spricht Schmidtchen von einem „Aufstand der Person“, der für ihn eine vergleichbare Dynamik aufweist wie die Entdeckung der individuellen Person in der Renaissance: „Man möchte unabhängig sein, frei von Angst, aber auch frei von Überheblichkeit. Von daher wird der Widerstand gegen die ungeprüfte Übernahme von Normen verständlich, gegen Institutionen, die zu wenig Mitbestimmung verheißten, gegen falsche Unterordnung, gegen politische Entscheidungen, die nicht einleuchten. Die Person steht auf gegen das, was sie begrenzt und zu deformieren versucht. Dieses Grundmuster ist dem der Renaissance vergleichbar.“

Als zweites bemerkenswertes Ergebnis wird die Gewaltbereitschaft thematisiert. In diesem Punkt gibt es die einzige klare Differenz zwischen Ost- und Westdeutschland: 33% gegenüber 22%. Schmidtchen sucht keine individual-, sondern kollektivpsychologische Erklärungen für diesen Befund. Er entwickelt einen Ansatz, der an der politischen Kultur des vereinigten Deutschland anknüpft: „Dem Verhalten des politischen Systems kommt eine nicht unmaßgebliche Rolle bei der Vermeidung von Gewalt zu. Die Gewaltphantasien steigen auf, wenn junge Bürger sich machtlos vorkommen, wenn sie die Legitimität des politischen Systems bezweifeln, wenn sie das Gefühl haben, wesentliche humanitäre Werte in der Gesellschaft nicht verwirklichen zu können. Durch Bildung und Wohlstand sind die Bürger kompetenter geworden. Politisch ist ihr Einfluss aber nicht gewachsen“. Warnfried Dettling kommentiert diese Aussage so: Die „aufgeregte Frage: Was ist los mit der Jugend?“ wird „kühl an die Erwachsenen zurück gespielt: Was ist eigentlich mit der Gesellschaft los? Welchem geistigen Bauplan folgen, in welcher geistigen Verfassung sind eigentlich all jene Institutionen, denen die Jungen in ihrem Leben begegnen, vom Kindergarten bis zur Universität, von den Betrieben bis zu den Gewerkschaften, von den Parteien bis zu den Gewerkschaften, von den Parteien bis zu den Parlamenten?“

Ich nehme aus dieser ersten aktuellen Jugendstudie die Stichworte „Aufstand der Person“ und „unzureichende Partizipationschancen“ mit.

Zeitgleich ist eine zweite Jugendstudie erschienen: „Jungsein in Deutschland“ (Silbereisen, Vaskovics & Zinnecker 1997), die auf 1996 erhobenen Daten bei 13- bis 29jährigen aufbaut und unmittelbar an die letzte Shell-Studie von 1992 anschließt. Was erfahren wir da über die Lebenssituation von Heranwachsenden? Aus der Fülle der Daten greife ich die Ergebnisse heraus, die ich am eindrucksvollsten finde. Da gibt es Befunde, die direkt auf die Studie von Schmidtchen verweisen. Fast 90% der Heranwachsenden fühlen sich durch Politiker und Parteien nicht angemessen vertreten. Fast die Hälfte der 18- bis 29jährigen ist bereit, „eine aktive Rolle in der Politik zu überneh-

men“. Der Anteil derjenigen, die auch nach dem 20. Lebensjahr noch unschlüssig ist, wie sie sich beruflich entscheiden sollen, hat sich in den letzten fünf Jahren verdoppelt. Die Ausbildungsphase verlängert sich weiter. „1991 standen 32% der jungen Erwachsenen (18- bis 29jährige) noch in Ausbildung; bis 1996 steigt ihr Anteil auf 41%“. Bei jungen Frauen „steigt der Anteil derer, die sich in Ausbildung befinden zwischen 1991 und 1996 von 30% auf 42%, also etwas stärker als bei den jungen Männern“ (1997, S. 352). Der Einstieg in das Berufsleben führt 1996 für etwa ein Viertel der jungen Erwachsenen in den alten Bundesländern über eine Phase der Arbeitslosigkeit, ähnlich wie fünf Jahre vorher. Damals war die Situation in West- und Ostdeutschland vergleichbar, fünf Jahre, später haben 51% der jungen Erwachsenen aus den neuen Bundesländern bereits Arbeitslosigkeit erfahren. Am größten ist die Schwierigkeit, eine Arbeitsstelle zu finden, für junge Frauen aus den neuen Bundesländern.

Von besonderem Interesse sind für mich die Ergebnisse zu den Fragen nach Werten, Zukunft und Religion. Bei den Werten rangieren Frieden und Freundschaft ganz oben, die esoterische Loslösung von weltlichen Belangen und sozialer Macht ganz unten. Bei der Zukunftsorientierung werden drei Hauptgruppen unterschieden: Eine knappe Hälfte der Befragten mit einer stärkeren Besetzung durch die Älteren in der Stichprobe konzentriert sich planerisch auf die Zukunft, mit Optimismus wird mittel- und langfristig geplant. Ein größerer Teil hat sich beruflich etablieren können und ist verheiratet. Es wird ihnen eine „erarbeitete Identität“ zugeschrieben. Die zweite knappe Hälfte mit einer deutlicheren Ausprägung bei den Jüngeren ist durch eine ausgesprochene Gegenwartsorientierung geprägt, hedonistisch eingestellt und hat eine spielerisch-experimentelle Haltung „gegenüber einer unbestimmbar offenen Zukunft“ (S. 14). Ihr Identitätsstatus wird als suchend bis diffus eingeschätzt. Nur eine kleine Minderheit (etwa 4 %) erleben sich „in einer unstrukturierten Lebenszukunft fremdbestimmt“. „Ihre Zukunftssicht ist kurzschrittiger und eher pessimistisch getönt“ (S. 14).

Wie halten es die jungen Deutschen mit der Religion? Die Autoren formulieren es zusammenfassend so: „Die christliche Weltanschauung ist zahlenmäßig unter den Jüngeren nur noch marginal vertreten“ (S. 19). Nur 9,5% glauben an einen christlichen Gott und nur 6,8% an eine christliche Erlösungsvorstellung. Die Befragten sind aber keineswegs rigorose Nihilisten. „Autonome, selbständige Sinnggebung und Sinnschöpfung ist für nahezu jeden Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine selbstverständliche Form der Selbst- und Weltinterpretation. über 50% sind der festen Überzeugung, dass das Leben nur dann einen Sinn hat, wenn man ihm einen Sinn gibt“ (S. 116). Das überraschendste Ergebnis war für die Autoren, dass sie keine vertrauten Weltanschauungsmuster auffinden konnten. Das heißt, dass „die Individuen ihre Weltanschauung nach eigenen autonomen Regeln zusammensetzen, die nicht mehr der traditionellen Logik folgen“ (S. 117). Interessant ist, dass Deutungsfragmente, die einen christlichen Ursprung aufweisen, relativ häufig vorkommen und mit dem „Autonomismus“, also der Betonung einer selbstbestimmten Sinnggebung, einen hohen Überschneidungsgrad aufweisen. Die Autoren interpretieren dieses Ergebnis so, dass das „Deutungsschema“ der christlichen Kirchen „dem einzelnen nicht mehr ausreicht, weil seine Begriffe unklar sind, die Anpassung an die Lebenssituation der Menschen in der fortgeschrittenen modernen Gesellschaft nicht gelungen ist und der Einzelne daher den Bedarf nach

einer Sättigung und Ergänzung durch andere Formen der Weltanschauung hat“ (S. 123).

Stichworte, die ich aus dieser Studie aufnehme, sind „autonome Sinnsuche“ und Identitätsmuster, die ein weites Spektrum von erarbeiteten und eher sicheren bis zu ungesichert-diffusen Konstellationen umfassen. Die dritte Untersuchung ist die Shell-Studie und sie bestätigt die meisten Befunde der beiden genannten Untersuchungen. Einen Befund der Shell-Studie möchte ich aber noch gesondert herausheben: Die gesellschaftliche Krise und vor allem die Krise der Erwerbsarbeit hat Heranwachsende längst erreicht. Dadurch wird auch die gesellschaftliche Funktion unserer bisherigen Vorstellungen von Jugend in Frage gestellt: Jugend als eine Altersphase, in der Heranwachsende spezifische Entwicklungsaufgaben zu bewältigen haben und in der sie von der Gesellschaft einen experimentellen Spielraum erhalten. Sie werden idealerweise von einer „sozialen Ozonschicht“ umgeben, der sie vor dem direkten Durchschlagen gesellschaftlicher Problemlagen schützt. In dieser jugendspezifischen Schutzzone kann dann die eigene gesellschaftliche „Nische“ gesucht, erkundet und dann besetzt werden. Vor allem sollen Jugendliche in der Arbeitsgesellschaft integriert werden. Das Fundament für die Bereitschaft, sich in das bestehende System gesellschaftlicher Arbeit hineinzubegeben, soll gelegt werden. Hier werden Identitäten gestiftet, der Generationenvertrag fortgeführt und damit die Basis für das Erwachsenwerden gelegt. Diese kulturelle Basissozialisation ist extrem gefährdet, wenn die Integration durch und in Arbeit nicht mehr funktioniert. 92% der in der Shell-Studie befragten Jugendlichen sehen die Arbeitslosigkeit als ein großes soziales Problem an. Selbst bei den Jugendlichen bis 16, die in der BRAVO-Studie befragt wurden, ist für mehr als die Hälfte die Angst um ihre berufliche Zukunft das größte Problem. Die gesellschaftliche Ozonschicht ist weg und gesellschaftliche Probleme schlagen direkt auf Heranwachsende durch.

Man könnte die bisherigen Überlegungen und Befunde so zusammenfassen: Die Risikologen einer Gesellschaft manifestieren sich insbesondere in der Jugendphase. In ihr suchen Heranwachsende ihren gesellschaftlichen Ort, ihre soziale Startposition und ihre eigenständige Identität. Und Heranwachsende sind mit ihren Lebensproblemen zugleich das Symptombereich einer Gesellschaft. Hier werden ihre ungeklärten und ungelösten Fragen und Konflikte und experimentelle Lösungsversuche sichtbar. Mit welchen Problemen schlägt sich denn unsere Gesellschaft vor allem herum?

Befindlichkeiten in der postmodernen Gesellschaft

Das Spezifikum aktueller Befindlichkeiten wird uns von Philosophen gerne mit so großen Formulierungen wie „Das Ende der Eindeutigkeiten“ – „Das Ende der Gewissheiten“ – „Das Ende der ‚Meta-Erzählungen‘“ erklärt. Als Sozialwissenschaftler möchte ich Befindlichkeiten näher an der Alltagserfahrung beschreiben. Vor allem möchte ich aufzeigen, dass nicht nur etwas beendet, uns etwas genommen wird, sondern dass in diesen neuen Erfahrungen auch das Potential neuer und produktiver Formen der Lebensgestaltung und -bewältigung enthalten ist. Wie hat sich der Alltag der Menschen in den letzten Jahrzehnten verändert? Ich werde neun Erfahrungskomplexe ansprechen:

1. Die Erfahrung der „Entbettung“ oder eine „ontologische Bodenlosigkeit“.

Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen die individuelle Lebensführung in einen stabilen kulturellen Rahmen von verlässlichen Traditionen „eingebettet“ wird, der Sicherheit, Klarheit, aber auch hohe soziale Kontrolle vermittelt und es gibt Perioden der „Entbettung“ (Giddens 1997, S. 123), in denen die individuelle Lebensführung wenige kulturelle Korsettstangen nutzen kann bzw. von ihnen eingezwängt wird und eigene Optionen und Lösungswege gesucht werden müssen. Viele Menschen erleben das als „ontologische Bodenlosigkeit“. Gerade in einer Phase gesellschaftlicher Modernisierung, wie wir sie gegenwärtig erleben, ist eine selbstbestimmte „Politik der Lebensführung“ unabdingbar.

2. Erwerbsarbeit als Basis der Identitätsbildung wird brüchig.

Die industriell-kapitalistische Gesellschaft hat vor allem durch die Arbeit eine verlässliche „Einbettung“ ermöglicht. Aber die vorhandene Erwerbsarbeit wird weniger und damit wird es auch immer mehr zu einer Illusion, alle Menschen in die Erwerbsarbeit zu integrieren. Die psychologischen Folgen dieses Prozesses sind enorm, gerade in einer Gesellschaft, in der die Teilhabe an der Erwerbsarbeit über Ansehen, Zukunftssicherung und persönliche Identität entscheidet.

Richard Sennett (1996), der amerikanische Stadtforscher und Experte für die Psychokultur, hat kürzlich folgendes Bild der aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen gezeichnet. Für ihn hat nach einer Periode, die wir als „Spätkapitalismus“ oder „voll entwickelten Kapitalismus“ zu bezeichnen gewohnt sind „ein neues Kapitel begonnen: Elefantenhaft angeschwollene Regierungen und Firmenverwaltungen gewinnen an Flexibilität und verlieren an Sicherheit; sie bedienen sich neuer Technologien, um global miteinander in Kontakt zu treten, und entledigen sich intern immer neuer Schichten von Managern und qualifizierten Beschäftigten. Arbeit hat sich von festgelegten Funktionen und klaren Karrierepfaden auf beschränktere und wechselnde Aufgaben verlagert. Die Arbeit liefert dem Arbeitenden keine stabile Identität mehr“ (S. 47).

„Diese großen Veränderungen im modernen Kapitalismus haben ebenso weitreichende kulturelle Konsequenzen. Zum Beispiel wird bereits jetzt deutlich, dass mitten im materiellen Wachstum viele arbeitende Menschen verstärkt eine Empfindung persönlichen Scheiterns erfahren, dass sie sich für nutzlos halten, für randständig, relativ früh schon für verbraucht. Die neue ökonomische Ordnung höhlt das Selbstwertgefühl nicht nur auf dem Markt aus, sie untergräbt auch die Institutionen, die Menschen traditionell vor dem Markt schützten“ (S. 47).

„Die Beseitigung der institutionellen Stützen, am Arbeitsplatz wie im Wohlfahrtsstaat, belässt den Individuen nur ihr Verantwortungsgefühl; das viktorianische Erbe umgreift heute oft eine negative Flugbahn enttäuschten Willens, des gescheiterten Versuchs, seinem Leben mittels der Arbeit einen Zusammenhang zu geben. (...) Diese Hinterlassenschaft des persönlichen Verantwortungsgefühls lenkt den Zorn von den wirtschaftlichen Institutionen ab. Die Rhetorik des modernen Managements versucht tatsächlich die Machtverhältnisse in der neuen Wirtschaft zu tarnen, indem sie den Beschäftigten das Gefühl zu vermitteln sucht, sie seien selbstbestimmte Subjekte. (...) In der Moderne übernehmen die Menschen die Verantwortung für ihr Leben, weil sie den Eindruck

haben, es hänge von ihnen ab. Aber wenn die Kultur der Moderne mit ihren Prinzipien persönlicher Verantwortung und zielgerichteten Lebens in eine Gesellschaft ohne institutionelle Schutzräume mitgeschleppt wird, ist nicht Stolz oder Selbstwertgefühl die Folge, sondern eine Dialektik des Scheiterns mitten im Wachstum“

Ein Umdenken und Umsteuern ist hier unabdingbar. Die Neuverteilung von Arbeit so, dass mehr an ihr beteiligt sein können, ist die eine Variante, die schon seit Jahren mit besten Argumenten vertreten wird. Aber gibt es nicht für den Einzelnen sinnvolle und für die Gesellschaft notwendige Tätigkeiten, die jenseits der Erwerbsarbeit liegen? Welche sozialen Stützsysteme und Identitätsangebote könnten an die Stelle jener treten, die an die Erwerbsarbeit gekoppelt sind und nur über dieses Nadelöhr erreichbar sind? Wie könnten soziale Einbindungen aussehen, in denen soziale Anerkennung erfahren werden kann, die nicht durch den beruflichen Status vermittelt ist? Hier ist an gemeinwesenorientierte und gemeinnützige Tätigkeiten zu denken, die dann aber nicht nur als freiwillig-ehrenamtliche Tätigkeiten begriffen werden dürfen, die „für Gottes Lohn“ erbracht werden. Sie müssen für den Einzelnen auch die Möglichkeit enthalten, seinen Unterhalt zu bestreiten und seine Wünsche nach sozialer Sicherheit zu befriedigen. Solche „posttraditionalen Ligaturen“ führen zu dem zweiten drängenden Problemfeld der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse.

3. *Fragmentierung von Erfahrungen.*

Die wachsende Komplexität von Lebensverhältnissen führen zu einer Fülle von Erlebnis- und Erfahrungsbezügen, die sich aber in kein Gesamtbild mehr fügen. Diese Erfahrungssplitter sind wie Teile eines zerbrochenen Hohlspiegels. Wir haben meist keine andere Chance, als sie unverbunden nebeneinander stehen zu lassen. Es sind hohe psychische Spaltungskompetenzen gefordert, um nicht verrückt zu werden. Es entsteht eine „multiphrene Situation“ als Normalphänomen (Gergen 1991). Aber wir sind nicht nur vielfältig zerspalten, zerrissen und unfähig, aus den Erfahrungen wieder einen in sich stimmigen Erlebniskosmos zu konstruieren. In gewisser Weise machen wir jeden Tag multikulturelle Erfahrungen, die auch einen Reichtum ausmachen, die eindimensionale Bewusstseins horizonte überschreiten, die ein Gefühl für den Wert von Heterogenität vermitteln.

4. *Entstehung von „virtuellen Welten“ und „virtuellen Gemeinschaften“.*

Hinzu kommen Entwicklungen, deren allgemeine Konsequenzen für alltägliche Lebenswelten und die Subjektconstitution noch schwer prognostizierbar sind. Hier meine ich vor allem die Entstehung von „virtuellen Welten“ und „virtuellen Gemeinschaften“, die die weltweite Vernetzung computergebundener Kommunikationswege eröffnen (Rheingold 1994). Sie fördern den Zweifel an dem einen „Realitätsprinzip“. Familientherapeuten berichten von Kommunikationsrissen zwischen Eltern und ihren Kindern, die sich souverän in diesen virtuellen Welten bewegen und aufhalten, aber die Eltern und Lehrer können ihnen dahin nicht folgen. Am Ende einer aufregenden Fallgeschichte über einen solchen „nicht-pathologischen“ Kommunikationsriss kommt der Familientherapeut zu der Einsicht: „Viele Wirklichkeiten, die miteinander konkurrieren, nebeneinander existieren und sich miteinander auf komplexe Art durchdringen. Wir werden das lernen müssen“ (Bergmann 1995, S. V).

5. Zeitempfinden.

Unser Zeitempfinden, die subjektiven Bezüge zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verändert sich in charakteristischer Weise. Lübke spricht von der Erfahrung der „Gegenwartsschrumpfung“. Der Grund dafür liegt in einer Innovationsverdichtung, die die „Halbwertzeiten“ des aktuell geltenden Wissens ständig verringert. „Der hier gemeinte Effekt ist, dass komplementär zur Neuerungsrate zugleich die Veraltensrate wächst. Die kulturellen Folgen dieser fortschrittsabhängig zunehmenden Veraltensgeschwindigkeit sind erheblich. In einer dynamischen Zivilisation nimmt die Menge der Zivilisationselemente zu, die noch gegenwärtig sind, aber über die sich schon die Anmutungsqualität der Gestrigkeit oder Vorgestrigkeit gelegt hat. Anders ausgedrückt: In einer dynamischen Zivilisation nimmt die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen zu“ (Lübke 1995, S. 56).

6. Pluralisierung von Lebensformen und Milieus.

Pluralisierung von Lebensformen und Milieus führen zu einer schier unendlichen Fülle von Alternativen. Peter Berger (1994, 83) spricht von einem „explosiven Pluralismus“, ja von einem „Quantensprung“. Seine Konsequenzen benennt er so: *„Die Moderne bedeutet für das Leben des Menschen einen riesigen Schritt weg vom Schicksal hin zur freien Entscheidung. (...) Auf's Ganze gesehen gilt ..., dass das Individuum unter den Bedingungen des modernen Pluralismus nicht nur auswählen kann, sondern das es auswählen muss. Da es immer weniger Selbstverständlichkeiten gibt, kann der Einzelne nicht mehr auf fest etablierte Verhaltens- und Denkmuster zurückgreifen, sondern muss sich nolens volens für die eine oder andere Möglichkeit entscheiden. (...) Sein Leben wird ebenso zu einem Projekt - genauer, zu einer Serie von Projekten - wie seine Weltanschauung und seine Identität“* (1994, 95).

Ein besonders eindrückliches Beispiel sind die familiären Lebensformen. In eine Minderheit ist längst die vierköpfige Familie geraten, es gibt die wachsende Anzahl von Stieffamilien oder „Patchworkfamilien“, in denen sich nach Trennung und Scheidung unvollständig gewordene Familienbruchstücke zu neuen Einheiten verbinden, Kinder über die Zeit gelegentlich mit zwei, drei „Vätern und Müttern“ arrangieren müssen. Es gibt die Ehen auf Zeit und ohne Trauschein, die bewusst auf Kinder verzichten. Es gibt die bewusst alleinerziehenden Frauen und Männer und es gibt die Wohngemeinschaften in vielfältigsten Konstellationen. Das alles sind Varianten von Familie.

Ein weiteres Beispiel für die Pluralisierung sind unterschiedliche Lebensmilieus in der Bundesrepublik, in denen höchst unterschiedliche Normen, Werte, Rollen gelten. Diese Milieus haben kaum Berührung und Schnittmengen und in ihnen haben sich jeweils eigene Normalitätsstandards und Erlebnisansprüche ausgebildet. Auf dem Hintergrund der Pluralisierung von Lebensformen ist es nicht mehr möglich allgemeine Konzepte vom „guten“ und „richtigen Leben“ zu formulieren. Meine eigene Entscheidung bricht sich und relativiert sich - außer in abgeschotteten Lebensnischen - permanent. Die Zugehörigkeit zu Milieus ist kein unabänderliches Schicksal. Ich kann mir einen Rahmen suchen, in den ich mit meinem Sosein hinein passe. Ein schwuler junger Mann, der in seinem dörflichen Herkunftsmilieu zum diskriminierten Außenseiter wird, kann sich ein schwule Subkultur in den urbanen Zentren suchen.

7. Veränderung der Geschlechterrollen.

Eine besondere Veränderungsdynamik folgt aus der Veränderung der Geschlechterrollen. Die Frauenbewegung hat einen Bereich gesellschaftlicher Selbstverständlichkeiten aufgebrochen, der die alltägliche Ordnung der Dinge in besonderer Weise steuerte. In Frage stehen die klassische Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, von Innen und Außen. Die häuslichen Arrangements von Arbeitsteilung, Kindererziehung oder Sexualität werden Themen in politischen Arenen. Bei der Suche nach Identitäten als Männer und Frauen werden einerseits schmerzlich die tief eingeschliffenen traditionellen Muster spürbar und sie sind oft genug nicht zu überwinden; andererseits eröffnen sich offene Horizonte der Konstruktion neuer und weniger starrer Identitäten.

8. Individualisierung im Widerspruch von Egozentrierung und selbstbestimmten Gemeinschaftserfahrungen.

In den westlichen Gesellschaften (und zunehmend – auf einem sicherlich anderen Niveau – auch in den Gesellschaften des ehemaligen sozialistischen Blocks) zerbrechen sich BürgerInnen und WissenschaftlerInnen den Kopf über den sozialen „Kitt“, der jene sich allmählich neu herausbildenden gesellschaftlichen Systeme zusammenhalten könnte (Keupp 1995). Bisher waren das Strukturen der Tradition, des Zwangs, der Ab- und Ausgrenzung; gemeinsame religiöse Bindungen; also die Regulative der Moderne. All' diese Mechanismen verlieren an Bindekraft, Verbindlichkeit und Überzeugungskraft. In der politischen Arena wird die Solidargemeinschaft bereits als gefährdetes Gut diskutiert, gefährdet durch eine sich immer stärker durchsetzende „Ego-Gesellschaft“.

Diese Analysen fallen oft sehr einäugig aus und gehen von dem rückwärtsgewandten Modell der amerikanischen Geschichte aus, das wir bei Tocqueville beschrieben finden. Dass eine Gesellschaft, die sich im Sinne des liberalistischen Modells vollständig auf die gesellschaftliche Regulationskraft der auf den Markt getragenen individuellen Einzelinteressen verlässt, eine Ego-Gesellschaft ohne Gemeinschaftsverantwortung und -engagement werden kann, ist natürlich kaum zu bestreiten. Wir haben gesellschaftliche Segmente, in denen sie sich bereits etabliert hat, aber Individualisierung ist nicht per se mit der Entwicklung einer Ego-Kultur identisch. Im Gegenteil! Es gibt genug empirische Hinweise auf hohe Solidaritätspotentiale.

Individualisierung bedeutet zunächst einmal die Freisetzung aus Traditionen und Bindungen, die das eigene Handeln im Sinne dieser feststehenden Bezüge in hohem Maße steuern. Die einzelne Person wird zur Steuerungseinheit und die Begründung ihres Handelns muss ihr sinnvoll und vernünftig erscheinen und darf sich nicht allein auf das „man“ traditioneller Normierungen berufen. Hier begegnen wir in radikalierter Form dem „Ideal der Authentizität“, das von Herder in klassischer Weise formuliert wurde: „Jeder Mensch hat ein eigenes Maß“, also „seine eigene Weise des Menschseins“ (Taylor 1995, 38). Umso weniger der jeweils gegebene kulturelle Rahmen konsensfähiger Vorstellungen dem Menschen sagt, „was gut ist“, sucht er in sich das Gefühl von Stimmigkeit und Echtheit. Aus diesem Authentizitätsideal droht aus der Sicht vieler Kulturkritiker ein Kult zu werden.

Diese Entwicklung hat auf alle traditionsmächtigen gesellschaftlichen Institutionen Auswirkungen: Gewerkschaften, Parteien und Kirchen. Auch für diese müssen sich

Einzelne entscheiden und sie tun es ja auch in hohem Maße, aber es muss ihnen vernünftig erscheinen und mit ihren Vorstellungen der Selbstgestaltung und -steuerung vereinbar sein.

9. Der Verlust des Glaubens an die „Meta-Erzählungen“ und die individualisierten Sinn-Bastler.

Die traditionellen Instanzen der Sinnvermittlung verlieren an Bedeutung. Sie können die Erfahrungsvielfalt und den Pluralismus von Deutungen nicht mehr ohne weiteres aus dem Feld schlagen. Die großen Deutungssysteme, deren Anspruch ja auf nichts geringeres zielte als auf eine Erklärung dessen, was die Welt im Innersten zusammenhält, haben sich entweder im Alltag auf teilweise entsetzliche Weise selbst diskreditiert (z.B. die völkische oder die marxistisch-leninistische „Weltanschauungen“) bzw. ziehen sich bescheidener werdend zurück.

Die „Sehnsucht nach Sinn“ (Peter Berger) bleibt trotzdem erhalten. Wahrscheinlich hat sie eine anthropologische Basis. In ihrer Studie über den Individualismus in den USA bringen Robert Bellah u.a. Beispiele für eine hochindividualisierte Religiosität: „Eine Person, die wir interviewten, benannte ihre Religion (sie sprach von ihrem ‚Glauben‘) tatsächlich nach sich selbst. (...) Sheila Larson ist eine junge Krankenschwester, die... ihren Glauben als ‚Sheilasmus‘ beschreibt. ‚Ich glaube an Gott. Ich bin kein religiöser Fanatiker. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal die Kirche besucht habe. Mein Glaube hat mich einen langen Weg begleitet. Er ist Sheilasmus. Nur meine eigene kleine Stimme.‘ Sheilas Glauben enthält einige Lehrsätze jenseits des Gottesglaubens, aber nicht viele. Um ihren eigenen Sheilasmus zu definieren, sagt sie: ‚Er ist der Versuch, sich selbst zu lieben und behutsam zu dir selbst zu sein. Kümmert euch umeinander. Ich glaube, Er will, dass wir uns umeinander kümmern“ (1987, 256 f). „Sheila Larson versucht, ein Zentrum in sich selbst zu finden, nachdem sie sich von einem bedrückend konformistischen früheren Familienleben befreit hat. Die Wurzel ihres ‚Sheilasmus‘ ist das Bemühen, externe Autorität in internen Sinn zu verwandeln“ (271).

Vielleicht ist es sinnvoller, das „Ende der Meta-Erzählungen“ weniger als den Zusammenbruch des Glaubens an innere Zusammenhänge unserer Welt zu begreifen, sondern eher als das Ende der etablierten Deutungsinstanzen. Der einzelne ist der Konstrukteur seines eigenen Sinnsystems und das enthält durchaus Materialien der traditionellen Sinninstitutionen.

Die verallgemeinerbare Grunderfahrung der Subjekte in den fortgeschrittenen Industrieländern heute ist die „ontologische Bodenlosigkeit“, eine radikale Enttraditionalisierung, der Verlust von unstrittig akzeptierten Lebenskonzepten, übernehmbaren Identitätsmustern und normativen Koordinaten. Subjekte erleben sich als Darsteller auf einer gesellschaftlichen Bühne, ohne dass ihnen fertige Drehbücher geliefert würden. Genau in dieser Grunderfahrung wird die Ambivalenz der aktuellen Lebensverhältnisse spürbar. Es klingt natürlich für Subjekte verheißungsvoll, wenn ihnen vermittelt wird, dass sie ihre Drehbücher selbst schreiben dürften, ein Stück eigenes Leben entwerfen, inszenieren und realisieren könnten. Die Voraussetzungen dafür, dass diese Chance

auch realisiert werden können, sind allerdings bedeutend. Die erforderlichen materiellen, sozialen und psychischen Ressourcen sind oft nicht vorhanden und dann wird die gesellschaftliche Notwendigkeit und Norm der Selbstgestaltung zu einer schwer erträglichen Aufgabe, der man sich gerne entziehen möchte. Die Aufforderung, sich selbstbewusst zu inszenieren, hat ohne Zugang zu der erforderlichen Ressourcen, etwas zynisches.

Von der Patho- zur Salutogenese: Die Bedeutung des „Kohärenzsinns“

Lebenserfahrungen, in denen Subjekte sich als ihr Leben Gestaltende konstruieren können, in denen sie sich in ihren Identitätswürfen als aktive Produzenten ihrer Biographie begreifen können, sind offensichtlich wichtige Bedingungen der Gesunderhaltung.

Der israelische Gesundheitsforscher Aaron Antonovsky hat diesen Gedanken in das Zentrum seines „salutogenetischen Modells“ gestellt. Es stellt die Ressourcen in den Mittelpunkt der Analyse, die ein Subjekt mobilisieren kann, um mit belastenden, widrigen und widersprüchlichen Alltagserfahrungen produktiv umgehen zu können und nicht krank zu werden (vgl. Schema 1)

Was ist Salutogenese?

- | | |
|---|---|
| <ul style="list-style-type: none">• Das Konzept stammt von dem israelischen Gesundheitsforscher Aaron Antonovsky.• Sein „salutogenetisches“ Denkmodell (abgeleitet vom lateinischen Begriff ‚saluto‘ für Gesundheit) formuliert eine Alternative zu Pathogenese, also zur Entstehung von Krankheiten.• Gefragt ist nicht, was macht krank, sondern wie es Menschen schaffen, gesund zu bleiben, trotz unterschiedlicher gesundheitlicher Belastungen. | <ul style="list-style-type: none">• Von besonderer gesundheitsförderlicher Bedeutung sind die Widerstandsressourcen einer Person. Dazu zählen:<ul style="list-style-type: none">- Körperliche Resistenzbedingungen- Psychische Ressourcen- Materielle Ressourcen- Psychosoziale Ressourcen• Von besonderer Relevanz ist der „Kohärenzsinns“, die Fähigkeit, in seinem Leben Sinn zu entdecken |
|---|---|

Schema 1

Dieses Modell geht von der Prämisse aus, dass Menschen ständig mit belastenden Lebenssituationen konfrontiert werden. Der Organismus reagiert auf Stressoren mit einem erhöhten Spannungszustand, der pathologische, neutrale oder gesunde Folgen haben kann, je nachdem, wie mit dieser Spannung umgegangen wird. Es gibt eine Reihe von allgemeinen Widerstandsfaktoren, die innerhalb einer spezifischen soziokulturellen Welt als Potential gegeben sind. Sie hängen von dem kulturellen, materiellen und sozialen Entwicklungsniveau einer konkreten Gesellschaft ab. Mit organismisch-konstitutionellen Widerstands-

quellen ist das körpereigene Immunsystem einer Person gemeint. Unter materiellen Widerstandsquellen ist der Zugang zu materiellen Ressourcen gemeint (Verfügbarkeit über Geld, Arbeit, Wohnung etc.). Kognitive Widerstandsquellen sind „symbolisches Kapital“, also Intelligenz, Wissen und Bildung. Eine zentrale Widerstandsquelle bezeichnet die Ich-Identität, also eine emotionale Sicherheit in bezug auf die eigene Person. Die Ressourcen einer Person schließen als zentralen Bereich seine zwischenmenschlichen Beziehungen ein, also die Möglichkeit, sich von anderen Menschen soziale Unterstützung zu holen, sich sozial zugehörig und verortet zu fühlen.

Kohärenzsinn

Antonovsky zeigt auf, dass alle mobilisierbaren Ressourcen in ihrer Wirksamkeit letztlich von einer zentralen subjektiven Kompetenz abhängt: Dem „Gefühl von Kohärenz“. Er definiert dieses Gefühl so: „Das Gefühl der Kohärenz, des inneren Zusammenhangs ist eine globale Orientierung, die ausdrückt, inwieweit jemand ein sich auf alle Lebensbereiche erstreckendes, überdauerndes und doch dynamisches Vertrauen hat, dass

- (1) die Reize aus der inneren und äußeren Welt im Laufe des Lebens strukturiert, vorhersagbar und erklärbar sind; dass
- (2) es Mittel und Wege gibt, die Aufgaben zu lösen, die durch diese Reize gestellt werden und dass
- (3) diese Aufgaben Herausforderungen sind, für die es sich lohnt, sich zu engagieren und zu investieren“ (1987, S. 19).

Kohärenzsinn:

Das Herzstück der Salutogenese

Kohärenz ist das Gefühl, dass es Zusammenhang und Sinn im Leben gibt, dass das Leben nicht einem unbeeinflussbaren Schicksal unterworfen ist.

Der *Kohärenzsinn* beschreibt eine geistige Haltung:

- Meine Welt ist verständlich, stimmig, geordnet; auch Probleme und Belastungen, die ich erlebe, kann ich in einem größeren Zusammenhang sehen.

- Das Leben stellt mir Aufgaben, die ich lösen kann. Ich verfüge über Ressourcen, die ich zur Meisterung meines Lebens, meiner aktuellen Probleme mobilisieren kann.
- Für meine Lebensführung ist jede Anstrengung sinnvoll. Es gibt Ziele und Projekte, für die es sich zu engagieren lohnt.
- Der Zustand der Demoralisierung bildet den Gegenpol zum Kohärenzsinn.

Antonovsky transformiert eine zentrale Überlegung aus dem Bereich der Sozialwissenschaften zu einer grundlegenden Bedingung für Gesundheit: Als Kohärenzsinn wird ein positives Bild der eigenen Handlungsfähigkeit verstanden, die von dem Gefühl der Bewältigbarkeit von externen und internen Lebensbedingungen, der Gewissheit der Selbststeuerungsfähigkeit und der Gestaltbarkeit der Lebensbedingungen getragen ist. Der Kohärenzsinn ist durch das Bestreben charakterisiert, den Lebensbedingungen

einen subjektiven Sinn zu geben und sie mit den eigenen Wünschen und Bedürfnissen in Einklang bringen zu können.

Gerade für Heranwachsende scheint der Kohärenzsinn von zentraler Bedeutung zu sein. Eine zentrale Entwicklungsaufgabe des Jugendalters ist die Entwicklung einer eigenständigen Identität. Identität stellt die Antwort auf die Frage dar: „Wer bin ich?“ In einer solchen Antwort wird die eigene Person in einem soziokulturellen Rahmen verortet, in dem sie persönlichen Lebenssinn gewinnen kann. Umso weniger es gelingt, für sich Lebenssinn zu konstruieren, desto weniger besteht die Möglichkeit sich für oder gegen etwas zu engagieren und Ressourcen zur Realisierung spezifischer Ziele zu mobilisieren.

In unserer eigenen Untersuchung haben wir eindrucksvolle Befunde für die Bedeutung des Kohärenzsinn gefunden. Wir haben Antonovskys Messinstrument zur Messung des Kohärenzsinn (abgekürzt: SOC für „sense of coherence“) eingesetzt und klar belegen können, dass Heranwachsende umso mehr psychosomatische Beschwerden berichten, je geringer ihre Werte für den Kohärenzsinn sind.

Wenn Menschen keine sinnhafte Ordnung in ihrem Leben finden oder entwickeln können, dann wirkt sich das in dem Phänomen der „Demoralisierung“ aus. Dieses Muster beinhaltet Einstellungen und Grundhaltungen, die durch ein geringes Selbstwertgefühl, Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit, unbestimmte Zukunftsängste und allgemein gedrückter Grundstimmung geprägt sind. Für die USA liegen folgende Ergebnisse vor: Demoralisiert in dem beschriebenen Sinne wurde etwa ein Drittel der Bevölkerung eingeschätzt. Die Demoralisierungsrate von Frauen liegt um 10% höher als bei Männern. Etwa die Hälfte der Angehörigen der untersten sozialen Schicht erwies sich als demoralisiert. Etwa die Hälfte des Bevölkerungsanteils, der als demoralisiert eingeschätzt wurde, wies klinisch auffällige Symptome auf. Bei dieser Gruppe hatten die verfügbaren Ressourcen offensichtlich nicht ausgereicht, um mit Lebensproblemen und Krisen produktiv umgehen zu können. Das Demoralisierungssyndrom bringt zum Ausdruck, dass ein erheblicher Anteil der Bevölkerung für sich keinen Sinn mehr darin sieht, sich für oder gegen etwas einzusetzen. Diese Personen lassen Ereignisse fatalistisch auf sich zukommen und über sich hereinstürzen, weil sie nicht mehr daran glauben, dass sie wirksam etwas gegen diese unternehmen könnten.

Bei unserer Untersuchung zeigt sich deutlich die umgekehrte Relation zwischen Kohärenzgefühl und Demoralisierung: Je ausgeprägter das Demoralisierungsgefühl vorhanden ist, desto geringer ist das Kohärenzgefühl entwickelt.

Leben mit „riskanten Chancen“: Welche Kompetenzen zur Lebensbewältigung brauchen Heranwachsende in der postmodernen Gesellschaft?

Im weiteren soll nun der Versuch unternommen werden, soziale und psychische Bedingungen zu formulieren, die mir für eine produktive Nutzung der riskanten Chancen der gegenwärtigen Lebenssituation wichtig erscheinen. Zugleich verstehe ich diese Bedingungen als Orientierungs- und Ansatzpunkte für psychosoziales Handeln. Bezugspunkt

für die Frage nach den Kompetenzen zur Gewinnung von Lebenssouveränität bilden für mich die zentralen Grundbedürfnisse, die Heranwachsende wie alle Subjekte in dieser Gesellschaft haben.

Zentrale Grundbedürfnisse der Subjekte in der postmodernen Gesellschaft

Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn. Das alles findet natürlich in einem mehr oder weniger förderlichen soziokulturellem Rahmen statt, der aber die individuelle Konstruktion dieser inneren Gestalt nie ganz abnehmen kann. Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen die individuelle Lebensführung in einen stabilen kulturellen Rahmen „eingebettet“ wird, der Sicherheit, Klarheit, aber auch hohe soziale Kontrolle vermittelt und es gibt Perioden der „Entbettung“ (Giddens 1997, S. 123), in denen die individuelle Lebensführung wenige kulturelle Korsettstangen nutzen kann bzw. von ihnen eingezwängt wird und eigene Optionen und Lösungswege gesucht werden müssen. Gerade in einer Phase gesellschaftlicher Modernisierung, wie wir sie gegenwärtig erleben, ist eine selbstbestimmte „Politik der Lebensführung“ unabdingbar.

Meine These bezieht sich genau darauf: Ein zentrales Kriterium für Lebensbewältigung und Gesundheit bildet die Chance, für sich ein innere Lebenskohärenz zu schaffen. In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es auf die individuelle Passungs- und Identitätsarbeit an, also auf die Fähigkeit zur Selbstorganisation und „Selbsteinbettung“.

Bedingungen für „Ohne Angst verschieden sein können“	
1. Basale ökologische Ressourcen bilden die Voraussetzung für eine souveräne Lebensbewältigung. Sie ermöglichen ein Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität des Lebens: Ein Urvertrauen zum Leben .	4. Die „demokratische Frage“ stellt sich im Alltag: Benötigt werden Fähigkeiten zum Aushandeln, um die gemeinsame Lebensplattform immer wieder zu schaffen
2. Ein offenes Identitätsprojekt bedarf materieller Ressourcen: Die klassische soziale Frage steht immer noch auf der Tagesordnung	5. Die objektive Vergrößerung der individuellen Gestaltungskompetenz erfordert eine erhöhte Fähigkeit zur „positiven Verunsicherung“ und „Ambiguitätstoleranz“
3. Als soziale BaumeisterInnen unserer eigenen Lebenswelten und Netze brauchen wir soziale Ressourcen	

- (1) Für die Gewinnung von Lebenssouveränität ist ein Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität des Lebens eine Voraussetzung, **ein Urvertrauen zum Leben** und seinen natürlichen Voraussetzungen. Das Gegenbild dazu ist die Demoralisierung, der Verlust der Hoffnung, in der eigenen Lebenswelt etwas sinnvoll gestalten zu kön-

nen. Die Welt wird als nicht mehr lenkbar erlebt, als ein sich hochtourig bewegendes Rennauto, in dem die Insassen nicht wissen, ob es eine Lenkung besitzt und wie diese zu betätigen wäre. Die gewaltigen ökologischen Bedrohungen tragen sicherlich erheblich zu dem wachsenden Demoralisierungspegel bei, sie setzen fatale Bedingungen für „gelernte Hilfe“ und „Hoffnungslosigkeit“. Eine psychosoziale Perspektive, die für sich einen „ganzheitlichen“ oder „lebensweltlichen Ansatz“ in Anspruch nimmt, muss die banalen ökologischen Lebensbedingungen als zentralen Rahmen für die Entwicklung psychosozialer Ressourcen sehen lernen.

Werte, die aus dieser Perspektive folgen, lassen sich als „**ökologische Moral**“ bezeichnen. Die Standortdebatte überlagert gegenwärtig in gefährlicher Weise das Bewusstsein für die ökologischen Gefahren und Notwendigkeiten. Die Umwelt müsste auch für den Standort Deutschland Opfer bringen, kann man im öffentlichen Diskurs vernehmen. Dagegen stehen Projekte wie Agenda 21 und die Formulierung „ökologischer Kinderrechte“ zu formulieren.

- (2) Ein offenes Identitätsprojekt, indem neue Lebensformen erprobt und eigener Lebenssinn entwickelt werden, bedarf **materieller Ressourcen**. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskraft des Marktes verlässt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Ohne Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung wird Identitätsbildung zu einem zynischen Schwebezustand, den auch ein „postmodernes Credo“ nicht zu einem Reich der Freiheit aufwerten kann.

Dieser Punkt ist von besonderer sozialpolitischer Bedeutung. In allen Wohlfahrtsstaaten beginnen starke Kräfte die konsensuellen Grundlagen der Prinzipien der Solidargemeinschaft zu demontieren. Das spricht Zygmunt Bauman in seiner Analyse an: „Der Sozialstaat war darauf ausgerichtet, eine Schicksalsgemeinschaft dadurch zu institutionalisieren, dass seine Regeln für jeden Beteiligten (jeden Bürger) gleichermaßen gelten sollten, so dass die Bedürftigkeit des einen verrechnet würde mit dem Gewinn des anderen“. Wie Bauman aufzeigt, gefährdet gegenwärtig der universalisierte Kapitalismus und seine ökonomische Logik pur das Solidarprinzip: „War der Aufbau des Sozialstaates der Versuch, im Dienste der moralischen Verantwortung ökonomisches Interesse zu mobilisieren, so dekuviert die Demontage des Sozialstaates das ökonomische Interesse als Instrument zur Befreiung des politischen Kalküls von moralischen Zwängen“ (ebd.). Dramatische Worte wählt Bauman für das erkennbare Resultat dieses „Paradigmenwechsels“: „Die gnadenlose Pulverisierung der kollektiven Solidarität durch Verbannung kommunaler Leistungen hinter die Grenzen des politischen Prozesses, die massive Freigabe der Preisbindung bei lebenswichtigen Gütern und die politisch geförderte Institutionalisierung individueller Egoismen zum letzten Bollwerk sozialer Rationalität zu haben, ... (hat) ein veritables ‚soziales München‘ bewirkt“ (1993).

Die intensive Suche nach zukunftsfähigen Modellen „materieller Grundsicherung“ sind von höchster Wertepriorität. Die Koppelung sozialstaatlicher Leistungen an die Erwerbsarbeit erfüllt dieses Kriterium immer weniger.

- (3) Wenn wir die sozialen BaumeisterInnen unserer eigenen sozialen Lebenswelten und Netze sind, dann ist eine spezifische Beziehungs- und Verknüpfungsfähigkeit erforderlich, nennen wir sie **soziale Ressourcen**. Der Bestand immer schon vorhandener sozialer Bezüge wird geringer und der Teil unseres sozialen Beziehungsnetzes‘ den wir uns selbst schaffen und den wir durch Eigenaktivität aufrechterhalten (müssen), wird größer. Nun zeigen die entsprechenden Studien, dass das moderne Subjekt keineswegs ein „Einsiedlerkrebs“ geworden ist, sondern im Durchschnitt ein größeres Netz eigeninitiiertes sozialer Beziehungen aufweist, als es seine Vorläufergenerationen hatten: Freundeskreise, Nachbarschaftsaktivitäten, Interessengemeinschaften, Vereine, Selbsthilfegruppen, Initiativen. Es zeigt sich nur zunehmend auch, dass sozioökonomisch unterprivilegierte und gesellschaftlich marginalisierte Gruppen offensichtlich besondere Defizite aufweisen bei dieser gesellschaftlich zunehmend geforderten eigeninitiativen Beziehungsarbeit. Die sozialen Netzwerke von ArbeiterInnen z.B. sind in den Nachkriegsjahrzehnten immer kleiner geworden. Von den engmaschigen und solidarischen Netzwerken der Arbeiterfamilien, wie sie noch in den 50er Jahren in einer Reihe klassischer Studien aufgezeigt wurden und in der Studentenbewegung teilweise romantisch überhöht wurden, ist nicht mehr viel übrig geblieben. Das „Eremitenklima“ ist am ehesten hier zur Realität geworden. Unser „soziales Kapital“, die sozialen Ressourcen, sind ganz offensichtlich wesentlich mitbestimmt von unserem Zugang zu „ökonomischem Kapital“.

Zentrale Grundbedürfnisse der Subjekte in der postmodernen Gesellschaft	
1. Befriedigung elementarer vitaler Grundbedürfnisse	4. Einen Rahmen sozialer Anerkennung für sich finden
2. Ein authentisches Leben führen - unverwechselbar sein	5. An der Gestaltung der eigenen Lebenswelt beteiligt sein
3. Für sich einen inneren Lebenssinn finden	6. Subjekt des eigenen Handelns sein

Als Konsequenz für die Formulierung zukunftsfähiger Werte folgt die hohe Priorität für die Förderung von Kontexten sozialer Anerkennung“. Für offene, experimentelle, auf Autonomie zielende Identitätswürfe ist die Frage nach sozialen Beziehungsnetzen von allergrößter Bedeutung, in denen Menschen dazu ermutigt werden. Da gerade Menschen aus sozial benachteiligten Schichten nicht nur besonders viele Belastungen zu verarbeiten haben und die dafür erforderlichen Unterstützungsressourcen in ihren Lebenswelten eher unterentwickelt sind, halte ich die gezielte professionelle und sozialstaatliche Förderung der Netzerkennung bei diesen Bevölkerungsgruppen für besonders relevant.

- (4) Nicht mehr die Bereitschaft zur Übernahme von fertigen Paketen des „richtigen Lebens“, sondern die **Fähigkeit zum Aushandeln** ist notwendig: Wenn es in unserer Alltagswelt keine unverrückbaren allgemein akzeptierten Normen mehr gibt, außer

einigen Grundwerten' wenn wir keine Knigge mehr haben, der uns für alle wichtigen Lebenslagen das angemessene Verhalten vorgeben kann, dann müssen wir die Regeln, Normen, Ziele und Wege beständig neu aushandeln. Das kann nicht in Gestalt von Kommandosystemen erfolgen, sondern erfordert demokratische Willensbildung im Alltag, in den Familien, in der Schule, Universität, in der Arbeitswelt und in Initiativ- und Selbsthilfegruppen. Dazu gehört natürlich auch eine gehörige Portion von Konfliktfähigkeit. Die „demokratische Frage“ ist durch die Etablierung des Parlamentarismus noch längst nicht abgehakt, sondern muss im Alltag verankert werden.

Wie die Analyse von Taylor gezeigt hat, lebt die demokratische Zivilgesellschaft von „**Partizipationsrechten**“. Gegenwärtig gibt es eine widersprüchliche Entwicklung: Die Wünsche von immer mehr Menschen gehen in Richtung einer Mitbeteiligung bei Angelegenheiten, die sie selbst betreffen. Das ist ein hohes demokratisches Potential. In der Wirtschaft wird es teilweise als produktionsfördernder Faktor genutzt. Volks- und Bürgerbegehren gehen in die gleiche Richtung. In anderen gesellschaftlichen Bereich setzt man eher auf napoleonische Lösungen: Die Stärkung der Führungsebene auf Kosten der Mitbestimmungschancen. Hier gilt es klar zugunsten von Partizipationsrechten zu votieren.

- (5) Gesellschaftliche Freisetzungprozesse bedeuten einen objektiven **Zugewinn individueller Gestaltungskompetenz**, aber auch deren Notwendigkeit. Sie erfordern vom Subjekt vermehrt die eigenwillige Verknüpfung und Kombination multipler Realitäten. Hier eröffnet sich ein subjektiver und gesellschaftlicher Raum für die Entwicklung jenes „Möglichkeitssinns“, den Robert Musil im „Mann ohne Eigenschaften“ entworfen hat. Er ermöglicht den Auszug aus dem „Gehäuse der Hörigkeit“ (Max Weber) und führt uns an den Punkt, den Christa Wolff (1983) in ihrer Frankfurter Vorlesung zur Poetik so treffend formuliert hat: „Freude aus Verunsicherung ziehen“. Aber sie verknüpft dieses positive Ziel gleich mit der skeptischen Frage: „wer hat uns das je beigebracht?“ (1983). Als hätte sie hellseherisch die Situation in der DDR im Frühjahr 1990 beschrieben! Aber so verschieden sind vermutlich auch wir Bürger in der BRD nicht, als dass diese Frage nicht auch für uns gelten würde. Die *psychische Voraussetzung für eine positive Verunsicherung ist „Ambiguitätstoleranz“*. Sie meint die Fähigkeit, sich auf Menschen und Situationen offen einzulassen, sie zu erkunden, sie nicht nach einem „Alles-oder-nichts“-Prinzip als nur gut oder nur böse zu beurteilen. Es geht also um die Überwindung des „Eindeutigkeitszwanges“ und die Ermöglichung von neugieriger Exploration von Realitätsschichten, die einer verkürzenden instrumentellen Logik unzugänglich sind. In diesem Zusammenhang ist auch die Frage nach Therapiezielen wichtig. In einem Aufsatz unter dem Titel „Positive Verunsicherung“ schreibt der amerikanische Psychologe Gelatt:

„Vor einem Vierteljahrhundert war die Vergangenheit bekannt, die Zukunft vorhersehbar und die Gegenwart veränderte sich in einem Schrittmaß, das verstanden werden konnte. (...) Heute ist die Vergangenheit nicht immer das, was man von ihr angenommen hatte, die Zukunft ist nicht mehr vorhersehbar und die Gegenwart ändert sich wie nie zuvor“ (Gelatt 1989, S. 252).

„Deshalb schlage ich eine neue Entscheidungsstrategie vor, die **positive Unsicherheit** genannt wird. Was jetzt angemessen ist, ist ein Entscheidungs- und Beratungsrahmen, der Klienten hilft, mit Wandel und Ambiguität umzugehen, Unsicherheit und Inkonsistenz zu akzeptieren, und die nicht-rationalen und intuitiven Seiten des Denkens und Auswählens zu nutzen. Die neue Strategie fördert positive Haltungen und paradoxe Methoden in der Gegenwart wachsender Unsicherheit“ (1989, S. 252).

Solche Strategien fasse ich unter der Wertepriorität **„Förderung des Möglichkeitssinns“** zusammen. Das Hinausdenken und -fühlen über die Grenzen des geltenden Realitätsprinzips wird immer wichtiger. Hierzu lassen sich in der psychosozialen Arbeit vielfältige Kompetenzen einsetzen (von Zukunftswerkstätten bis kunsttherapeutische Projekten tut sich ein breites Spektrum auf).

Was aber ist unter dem *Möglichkeitssinn* zu verstehen. Fragen wir Robert Musil (1967), der diesen Begriff in seinem monumentalen Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ entwickelt hat. Dort heißt es:

„Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch Möglichkeitssinn geben“

„Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muss geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müsste geschehen; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, dass es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn als die Fähigkeit definieren, alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist“ (S. 16).

Unsere alltägliche Lebensführung wird vom Realitätsprinzip bestimmt. Oft führt es zu einem fatalen Realismus, der sich eine andere Welt als die, in der er sich eingerichtet hat, nicht mehr vorstellen kann. Aber in einer Welt, die kein berechenbares Maß besitzt, die zukunfts offen und ambivalent ist, ist dieser Gegenwartsrealismus fragwürdig. Und es kommt zunehmend auf die „menschliche Fähigkeit zu ‚utopischen‘ Träumen“ an. (Berger 1994, S. 123).

LITERATUR

Antonovsky A. (1987). Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well. San Francisco: Jossey-Bass.

Bauman, Z. (1993). Wir sind wie Landstreicher. Die Moral im Zeitalter der Beliebigkeit. Süddeutsche Zeitung vom 16./17. November 1993.

Beck, U. (1997). Gesamtkunstwerk Ich. Die Orientierungslosigkeit der jungen Generation, als Tugend betrachtet. Süddeutsche Zeitung vom 09.09.1997, S. 15.

Dettling, W. (1997). Die moralische Generation. Die Zeit vom 14.02.1997, S. 3

Farkas, W. (1997). Blindtext, der brennt. Von der Schwierigkeit, über Jugendkultur zu schreiben. Süddeutsche Zeitung vom 19.02.1997, S. 17.

Fend, H. (1988). Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt: Suhrkamp 1988.

- Fischer A. (1918). Über Beruf, Berufswahl und Berufsberatung als Erziehungsfragen. Leipzig: Quelle & Meyer 1918.
- Garratt, Daren, Roche, Jeremy & Tucker, Stanley (Eds.) (1997). Changing experiences of youth. London: Sage Giddens, A. (1991). Modernity and selfidentity. Cambridge: Polity Press.
- Goebel, J. & Clermont, C. (1997). Die Tugend der Orientierungslosigkeit Berlin: Volk und Welt.
- Haller, M. (Hg.) (1981). Aussteigen oder rebellieren. Jugendliche gegen Staat und Gesellschaft. SPIEGEL-Buch. Reinbek: Rowohlt.
- Hurrelmann, K. (1990). Familienstress, Schulstress, Freizeitstress. Gesundheitsförderung für Kinder und Jugendliche. Weinheim: Beltz.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (1997). Jugend 1997. Zukunftsperspektiven - gesellschaftliches Engagement – Politische Orientierungen. Opladen: Leske + Budrich
- Keupp, H. (1988). Riskante Chancen. Der Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Heidelberg: Asanger.
- Keupp, H. (1993). Aufrecht gehen lernen in einer Welt riskanter werdender Chancen. Eine Empowerment-Perspektive für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Blätter der Wohlfahrtspflege, 140, S. 52 - 55.
- Keupp, H. (1994). Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft. Gemeindepsychologische Perspektiven. München: Quintessenz.
- Keupp, H. (1997). Ermutigung zum aufrechten Gang. Tübingen: DGVT.
- Keupp, H. & Höfer, R. (Eds.) (1997). Identitätsarbeit heute. Frankfurt: Suhrkamp.
- Rappaport, J. (1985). In praise of paradox: A social policy of empowerment over prevention. American Journal of Community Psychology, 9, S.337 - 356 deutsch: Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit. Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 17, 1985, S. 257 - 278).
- Schmidtchen, G. (1997). Wie weit ist der Weg nach Deutschland? Sozialpsychologie der Jugend in der postsozialistischen Welt. Opladen: Leske + Budrich.
- Schnibben, C. (1994). Ein Haufen Ameisen. SPIEGEL-special „Die Eigensinnigen“, S. 56 - 59.
- Silbereisen, R.K., Vaskovics, L.A. & Zinnecker, J. (Eds.) (1997). Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996. Opladen: Leske + Budrich.
- Sennett, R. (1996). Etwas ist faul in der Stadt. Wenn die Arbeitswelt bröckelt, wird die Lebenswelt kostbar: Perspektiven einer zukünftigen Urbanität. DIE ZEIT Nr. 5 vom 26.01.1996, S. 47/48.
- Schulze, R. (1909). Aus der Werkstatt der experimentellen Psychologie und Pädagogik Befragungsforschung und Berufsberatung. Leipzig: Voigtländer.



Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.
Bundesvorsitzende: Birgit Lohmann
Geschäftsstelle c/o A. Büchner, Ulanenstraße 20, 40468 Düsseldorf
Fon: 0211/453316, Email: kontakt@dvb-fachverband.de
www.dvb-fachverband.de